

Vision Migration: Rania Bahnan Buechi

Als Einstieg möchte ich Ihnen folgende Frage stellen: Was kommt Ihnen spontan in den Sinn, wenn ich „Migration“ sage?

Verschiedene Wortmeldungen aus dem Publikum: Veränderung, Bewegung, Fachstelle Migration, Sprache, Reise.

Sie haben nun einige Begriffe genannt, welche die Chancen und Schwierigkeiten von Migration zum Ausdruck bringen.

Ich habe in verschiedenen Ländern gewohnt, hatte aber als Jugendliche nie gedacht, dass ich den Libanon eines Tages würde verlassen müssen, weil wir als Palästinenser nicht mehr willkommen sein würden. Ich hatte auch nicht gedacht, dass ich dann zuerst nach England gehen müsste und dann wieder zurück in den Libanon kehren würde, schlussendlich in die USA auswandern würde, um dann am Schluss einen Appenzeller zu heiraten und mein Leben hier in der Schweiz zu verbringen.

Ich denke, das ist gerade das Spannende und Unerwartete bei einer Migration. Durch einen solchen Prozess lernt man eine ganze Menge. Und es sollte hoffentlich auch zu einer Bereicherung des Gastlandes führen. Ich habe selber jedoch erfahren, dass weder eine gute Ausbildung noch ein Schweizerpass der Schlüssel für eine erfolgreiche Migration sind.

Migration ist in den letzten Jahren vielschichtiger und vielfältiger geworden: Es ist uns nicht mehr erlaubt, einfach verallgemeinernd „die Ausländer“ zu sagen. Aus der ganzen Welt kommen Menschen in die Schweiz. Die grösste Gruppe der Migrantinnen und Migranten stammen aus der EU. Sie kommen vor allem aus Deutschland, Frankreich, Italien und Portugal. Einige sind mit einem Schweizer oder einer Schweizerin verheiratet. 47% der Eheschliessungen in der Schweiz sind heute binational. Ein Drittel der Frauen die hierher kommen - viele durch Heirat - haben eine höhere Ausbildung abgeschlossen. Dass sich die Migration verändert hat, nimmt unsere bestehende Migrationspolitik eigentlich nicht wahr. Sie hinkt den realen Gegebenheiten hinterher.

Die Zeiten haben sich geändert. Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern, finde ich, gibt es hier keine Ghettobildung, das Sozialsystem ist noch gut und die zweite Generation ist mehr oder weniger gut in den Arbeitsprozess integriert.

Trotz der oben erwähnten Vielfalt, die auch Chancen beinhaltet, ist unser Diskurs immer noch von normativen Vorstellungen geprägt, die davon ausgehen, dass Integration Assimilation und Anpassung beinhalten sollte. Es herrscht im Moment ein kalter Wind.

Wenn ich manchmal sage, dass ich selbständig in einer Gemeinschaftspraxis arbeite, sind viele Schweizer überrascht. Danach kommt oft die Bemerkung, dass es sehr schön sei, dass ich meinen eigenen Landsleuten helfe. Ich fühle mich dann etwas komisch und wundere mich, weshalb solche Verbindungen automatisch gemacht werden, denn eigentlich arbeite ich mehrheitlich mit Schweizerinnen und Schweizern. So eine Frage wurde mir übrigens in den USA nie gestellt.

Werden die Leute, die hier sind, wirklich als das gesehen, was sie sind und was sie mitbringen? Oder gehen wir oft nach wie vor von den gleichen veralteten Bildern aus, dass zum Beispiel Brasilianerinnen Tänzerinnen in Bars sind oder Menschen aus dem Süden Europas Bauarbeiter etc.? Wir müssen uns bewusster werden, was für Menschen wirklich hierher kommen. Das Bild vom italienischen Saisoniers ist längst überholt. Die neuen Arbeitskräfte, die hierher kommen, sind nicht mehr ausschliesslich billige Arbeitskräfte, sondern meistens Spezialisten, welche zudem immer öfters unsere Chefs werden.

Ich befürchte, dass wir es mit einer zunehmenden sozialen Desintegration zu tun haben: Sozial schwächere Schweizer und Personen aus bildungsfernen Schichten werden vermehrt ausgegrenzt. Institutionen wie die IV und die Sozialhilfe werden betreffend ihrer Verantwortung in Frage gestellt und kritisiert.

Auftauchende Probleme im Bereich Migration lassen sich nicht ausschliesslich auf kulturelle Probleme reduzieren. Kulturalisierung ist sehr gefährlich und engt unseren Blickwinkel ein. Fragen wie diejenige, wie wir mit den ungefähr zwanzig Prozent Schweizern, welche Mühe haben, komplexe Texte zu lesen, umgehen wollen, sollten uns Sorgen machen und uns die Augen öffnen. Wir müssen uns fragen, wie wir es schaffen, solche Leute in Zukunft (wieder) in den Arbeitsprozess zu integrieren.

Die Schweiz selbst, so denke ich, steckt in einer grossen Identitätskrise. „Überfremdungswellen“ sind nichts Neues in der Schweiz, schon immer war sie dabei vorsichtig und zurückhaltend. Gleichzeitig hat die Schweiz, was die Migration angeht, immer eine eher liberale Haltung gehabt: „Wir müssen nichts Spezielles für die Ausländer machen, das kommt von selber.“ Eine Minderheit fand Multikulti schon immer „lässig“. Jetzt hat das Pendel auf die andere Seite ausgeschlagen. Es gibt mehr Repression und Normierung, was aber auch keine Lösungen sind. Selbst die Politik ist von diesen neuen Entwicklungen überfordert und überrumpelt geworden. Es ist eine Eigenheit der Schweiz, immer erst unter Druck zu reagieren. Paradebeispiele dafür sind das Bankgeheimnis oder das Nazigold. Auch hier haben wir erst unter Druck etwas unternommen.

Ich denke, dass es im Migrationsbereich nicht anders ist. Jetzt stehen wir vor einigen Herausforderungen und müssen uns immer mehr Europa anpassen, was autonomen Nachvollzug der strengen europäischen Migrationsgesetze bedeutet. Das ist aber ein „double bind“ (spannungsreiche und letztlich paradoxe doppelte Bindung), denn weder „Dabei sein“ noch „nicht dabei sein“ ist eine Lösung. Wenn ich Weiterbildungen im Migrationsbereich gebe, fällt mir immer wieder auf, dass vor allem viele Fachpersonen aus dem sozialen Bereich uns Migrantinnen und Migranten mit Samthandschuhen anfassen. In Rollenspielen fällt es ihnen schwer, die Werte, die hier gelten, selbstsicher zu vertreten und dahinter zu stehen. Das finde ich schade, weil gerade in solchen Auseinandersetzungen Integration passieren könnte. Wie soll ein Migrant oder eine Migrantin lernen, was hier gilt, wenn die Einheimischen das selber nicht definieren können oder nicht wissen. Ich erhoffe mir, dass die Schweiz bewusster und stolzer auf ihre eigene Identität wird, sonst läuft sie mit einem Loch in der Seele herum. Das Loch in der Seele der Schweiz kann aber nur geheilt werden, wenn sich die Schweiz mit der eigenen Angst auseinandersetzt.

Psychologisch gesagt, heisst das, dass die verschiedenen Anteile, die wir in uns haben, miteinander kooperieren müssen. Wenn dies nicht geschieht, projizieren wir sie auf die Fremden. Ein typisches Beispiel dafür ist, dass ich mich grundsätzlich in mich zurück ziehe. Ein Beispiel dafür ist, wenn ich mich im Zug über die laute Stimme der Schwarzen aufrege und denke, sie stören mich. Ich erlebe das als Bedrohung. Wir haben dann auch Angst, dass die Leute aus dem Balkan uns zum Beispiel sagen können, was wir zu tun und zu lassen haben.

Nur wenn wir die verschiedenen Anteile in uns selbst integrieren, können wir adäquater auf Herausforderungen und auf die Fremden reagieren. Das heisst auch, dass wir gewisse Bilder, die wir von Migrantinnen und Migranten haben, revidieren müssen. Und es heisst auch, dass in erster Linie strukturelle Hindernisse abgebaut werden müssen.

Es ist auch wichtig, dass wir Migranten und Migrantinnen lernen, unser Leben selbst in die Hand zu nehmen. Es ist wichtig, dass wir uns getrauen, unsere Meinung auch laut zu sagen und uns in die Diskussion einzubringen. Es bringt nichts, uns hinter einer Opferhaltung zu verstecken und zu denken, dass die Einheimischen uns so behandeln, nur weil wir Ausländerinnen und Ausländer sind.

Ich glaube, dass auf beiden Seiten – bei den Migranten und bei den Schweizern – ähnliche Prozesse ablaufen. Beide fühlen sich unsicher, und jeder greift auf das zurück, was er am besten kennt: die Schweiz auf Abgrenzung und gewisse Migranten und Migrantinnen auf die Religion oder sogar auf religiösen Fanatismus.

Meine Philosophie lautet: Weg von Ausländerproblemen und hin zu einer ganzheitlichen gesellschaftlichen Betrachtung des Zusammenlebens von Altem und Neuem. Dazu aber eignet sich das Ausländergesetz nicht. Zudem ist das Ausländergesetz ausschliesslich auf Migrantinnen und Migranten, die aus den sogenannten Drittstaaten stammen, ausgerichtet. Diese Migranten sind allerdings nur eine Minderheit der Migrationsbevölkerung. Dadurch erhält das Gesetz einen diskriminierenden Charakter und birgt einen gewissen Zündstoff in sich.

Jetzt zu meinen Visionen:

Eigentlich wünsche ich mir, dass es nicht mehr nötig ist, dass Flüchtlinge ihre Heimat verlassen müssen. Wir sollten die Zusammenarbeit und den Welthandel fairer gestalten, damit Menschen nicht mehr hierher kommen müssen und in ihrer Heimat ein würdiges Auskommen finden können.

1) Meine Vision: Ich hoffe, dass die Schweiz in den nächsten Jahren – und nicht erst in 30 Jahren - ihre Identität neu formulieren wird und dann weiss, wofür sie steht. Dabei ist wichtig, dass sie klar weiss, was sie will und dass darüber Konsens herrscht – sei es mit oder ohne Kopftuch, mit oder ohne Minarett – und dass die Schweiz auch bereit ist, den Leuten, die sie aufnimmt, auch eine faire Chance zu geben.

2) Meine Vision: Ich wünsche mir eine Migrationspolitik, die pragmatisch ist und nicht von einer paternalistischen, ideologischen und stark normativen Haltung geleitet wird und vor allem auch nicht in die Falle der Scheinalternative tritt. Zwischen Repression und Laissez-Faire muss es eine dritte Alternative geben. Die aktuelle Diskussion ist meiner Meinung nach zu stark auf den Spracherwerb fokussiert. Natürlich ist die Sprache wichtig, aber nicht nur. Ich wünsche mir, dass es selbstverständlich wird, dass Migrantinnen und Migranten nicht hauptsächlich im Gastgewerbe und im Pflegebereich tätig sind, sondern basierend auf ihrer jeweiligen Ausbildung in den

verschiedensten Bereichen arbeiten und nicht aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert werden. Es besteht ein grosses Reservoir an Wissen und Können, das noch nicht genutzt wird.

3) Meine Vision: Dass alle Migrantinnen und Migranten, die in die Schweiz kommen, mindestens das Schulniveau der neunten Klasse erreichen können. Es sollte hier keine Analphabeten geben. Auch Firmen, die vor allem billige Arbeitskräfte brauchen, sollten dazu einen finanziellen Beitrag leisten. Ich wünsche mir mehr langfristige, strategische Überlegungen (Denkfabriken), weniger kurzfristige Überlegungen und weniger Kleinkredite mit hohen Zinsen.

Ich wünsche mir, dass wir die Neuankommenden rascher in die Pflicht nehmen und ihnen schneller dabei helfen, sich hier zu integrieren. Viele, die weniger gut qualifiziert sind oder keine Landessprache sprechen, überlassen wir der lebenslangen „Berufsbahn“ der Arbeitslosigkeit. Die schwierigen Migrationsfälle sind oft Personen, welche aus sozio-ökonomisch benachteiligten Schichten kommen. Sie begegnen dem Staat in Form des Sozialdienstes. Das ist auch für ihr Selbstbewusstsein nicht ideal, gerade auch, weil diese Menschen in der Regel höchst sensibilisiert auf Ausgrenzung sind.

Die Rolle der kirchlichen Institutionen sollte unverändert kritisch bleiben. Die kirchlichen Institutionen sollten sich weiterhin dort engagieren, wo der Staat nicht handeln, sich nicht engagieren kann oder nicht engagieren will. Ein Beispiel dafür sind sicher die Sans-Papiers, also Personen ohne Aufenthaltsbewilligung. Ein schönes Beispiel für dieses Engagement der kirchlichen Institutionen ist die Einrichtung der Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers.

Ich denke, dass es sehr wichtig ist, dass die Kirche sich in den öffentlichen Diskursen zu Wort meldet und klar Stellung bezieht, nicht aber blauäugig ist. Projektarbeit ist wichtig, es geht aber wirklich auch um den öffentlichen Diskurs.

Wir können davon ausgehen, dass die Mehrheit der Stimmbevölkerung zurzeit nicht für eine solidaritätsorientierte Migrationspolitik zu haben ist. Darum ist es wichtig, dass sich kirchliche Institutionen kritisch damit auseinandersetzen und eine klare Haltung vertreten. Das ist aber nicht nur einfach. Wenn die Kirchenleitung für eine solidarische Politik plädiert und ein Teil ihrer Mitglieder nicht dafür ist, gibt es Spannungen, die für die Kirchgemeinde belastend sein können. Hier hat die Kirche eine Aufgabe: nämlich zu überlegen, wie sie ihre eigenen Mitglieder überzeugen kann. Ein Kommuniké ans Parlament ist zwar schnell gemacht, bleibt aber oft wirkungsschwach. Kirchliche Organisationen haben eine wichtige und identitätsstiftende Rolle in der Migrationsdebatte.

Wie Sie gemerkt haben, habe ich viele Wünsche. Und ich lasse mir meine Hoffnung nicht nehmen.